

Nr. 137. Bydgoszcz / Bromberg, 19. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(16 Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Jakob geht also auf den Wagen zu, grüßt zuerst und läßt sich nicht verblüffen, daß ihm dafür nicht gedankt wird, sondern greift in seine Joppentasche und nimmt sein Zigarrenetui heraus.

„Magst eine Zigarrn, Much?" fragt er, indem er selbst an einer die Spitze abbeißt.

Aber der Much greift nicht nach dem Geschenk, sondern lädt ruhig weiter seine Kloben auf, obwohl er sonst sehr gerne raucht.

„Auch gut", sagt der junge Sägemüller und steckt das Etui wieder ein. Dann zündet er sich seine Zigarre an, macht ein paar schnelle, nervöse Züge und mein dann:

„Ist ja Dummheit, daß ich zu dir hergegangen bin. Wie ich seh, bist net gut zu sprechen auf mich. Hätt mirs ja denken können, daß du auch Feindschaft hast mit mir."

Da lächelt nun Much ein wenig spöttisch.

„Ich mit dir Feindschaft? Ich wüßt net warum. Nur gleichgültig bist mir."

„No ja", sagt Jakob rasch einlenkend, „dann könnten wir ja ein Wört reden mitnander."

„G'wiß, es kommt grad drauf an, was für eins."

Jakob schaut sich um, als hätte er Angst, es könnte jemand in der Nähe stehen.

„Du wirst dirs doch denken können?" sagt er dann. „Wo steckt sie denn?"

„Wer?"

„In Kreuzteufelsnamen! Die Monika halt, wer denn sonst!"

„Ja, wie soll ich denn das wissen?" fragt Much aufs höchste verwundert.

„Wenn es jemand weiß, dann bist es du", behauptet der Sägemüller.

„Ah, da schau her, ausgerechnet ich müßt es wissen", spöttelt Much.

„Laß den Spott", fährt Jakob auf. „Ich hab dich anständig g'fragt, dann könntest mir auch eine anständige Antwort geben."

Der Alte wirft energisch einen Kloben auf den Wagen. Dann richtet er sich ein wenig auf. Seine Augen sind zornig.

„Nimm du das Wort anständig net so in Mund, gell. Ich weiß ja, wie anständig du dich aufg'führt hast."

„No ja, eine Dummheit macht jeder amal, wenn er jung ist."

„Eine kleine Dummheit, ja. Aber keine Gemeinheit. Mußt net glauben, daß ich net alles weiß."

„Drum wirst auch wissen, wo sie ist."

„Und wenn ich es wüßt: Was geht es dich an? Jetzt ist es zu spät, wenn sich das Gewissen rührt bei dir."

„Alter Teufl, alter!" zischt Jakob und wendet sich zum Gehen.

„Alt, ja", ruft ihm Much nach. „Aber ich bin in Ehren grau geworden. Das wirst du von dir freilich amal net behaupten können."

Jakob bleibt mit einem Ruck stehen.

„Und gutmachen laßt sich da nix mehr, meinst?"

„Nein, da ist nix mehr gutzumachen."

Ohne Gruß stampft der Sägemüller-Jakob davon und verschwindet zwischen den Bäumen.

Der alte Much hat nicht gelogen, wenn er sagte, daß er von Monika nichts weiß. Aber als er eine Stunde später mit den Kloben nach Hause fährt, begegnet ihm drunten an der Straßenkreuzung der Postbote.

„Du kommst mir grad recht", sagt er. „Da brauch ich wenigstens den Berg net nauflaufen." Er kramt in seiner Tasche und nestelt zwei Briefe hervor. „Da — der ist für dich und der andere für die Ursula Wimmer."

Das ist nun ein Kreuz, daß er ohne Brille die Buchstaben nicht mehr recht unterscheiden kann. So kann er den Brief erst lesen, als er daheim ist. Und als er ihn gelesen hat, kommt er sich vor wie herausgehoben aus einer stummen Qual. Es ist wahr, daß er oft nächtelang sich befaßt hat mit dem Schicksal Monikas, denn schließlich ist sie für ihn ja nicht irgend jemand gewesen, sondern ein Mädchen, das er lieb gehabt hat wie ein eigenes Kind. Ihre Sorgen waren seine Sorgen und die sind schwer und drückend auf ihm gelegen zu aller Zeit. Am meisten wohl in der letzten Zeit, da er über ihr Ergehen und Verbleiben im Ungewissen war. Und nun ist alles mit einem Male anders. Er ist beinahe ein vollkommen glücklicher Mann. Nirgends mehr ein Schatten, nirgends ein Mißklang, nirgends mehr das stumpfe Singen der Sorge. Seine Welt und sein Leben ist plötzlich von einer fröhlichen Heiterkeit erfüllt. In dieser Stimmung beginnt er sogar leise vor sich hinzusingen, während er den Rossen Futter vorschüttet. Ein kleines Lied, wie es passend ist für die Fröhlichkeit seines Alters. Die Kollerin, die es zufällig hört, sagt aber:

„Da schau, wie er lustig ist. Ja, ja, zu wenig Arbeit hast halt. Zu gut gehts dir bei mir, da kannst leicht singen."

Much gibt keine Antwort, denkt nur: wenn du wissest, was ich weiß. Aber ich sag dir nix, darf ja nix sagen.

Am Abend ehe er zu Bette geht, liest er den Brief nochmal.

„Lieber Much!

Nun ist es endlich an der Zeit, daß ich Dich wissen lasse, wo ich bin. Ich weiß ja, daß Du Dich sorgst um mich. Aber Du brauchst es nicht tun. Ich habe es schon am ersten Tag gut erraten. Bin in einem kleinen Haus bei einem Wittiber, und zwei Kinder sind da. Und jetzt sind es drei. Es ist ein Mädl, und ich hab es Genoveva — also Vevi — taufen lassen. Daß Du mir aber kein Wort sagst. Nein, das weiß ich ja, Du sagst nichts. Wie geht es Dir denn immer, lieber Much? Vielleicht kannst Du mich einmal besuchen. Brauchst mir bloß zu schreiben, dann hol ich Dich in Gransing am Bahnhof ab. Ich hab meinen braunkarierten Spenser zum Mitnehmen

vergessen. Vielleicht kannst Du ihn mir mal schicken. Und dann schreibst mir auch, wie es bei Euch immer zugeht. Bis dahin grüßt Dich recht herzlich Deine

Monika."

Selbstverständlich, sagt sich Much, werd' ich sie besuchen. Vor dem Almauftrieb noch. Und den Spenser wird er gleich morgen suchen.

Am andern Tag, während der Mittagszeit, schleicht er sich in der Ursula ihre Kammer, die vorher Monika innegehabt hat. Der Schlüssel im Kasten steckt nicht, aber er liegt obenauf. Und dann hat er den Spenser unter Ursulas Kleidern schnell gefunden. Er hat gewiß nicht die Absicht, zu schnüffeln, und will den Kasten schon wieder zusperren. Aber da blinkt ihm aus der oberen Schublade, die nicht ganz geschlossen ist, etwas Weißes entgegen. Das ist ein Brief. Im schnellen Hinschauen kann er ein paar Worte entziffern, und deshalb zieht er ihn heraus und läßt ihn in seiner Hosentasche verschwinden. Drunten im Stall liest er ihn, und da hat er zunächst sehr herzlich zu lachen. Aber dann sagt er sich: „Den Brief behalt ich, den gib ich nimmer her. Wer weiß wie ich den notwendig brauchen kann."

*

Die Kollerin wird immer grantiger, doch niemals läßt sie ein Wort über Monika fallen. Niemand würde ahnen, daß hinter der rauhen Rinde, mit der sie ihr Herz umschlossen hat, immer etwas leise drängend bittet und wünscht, daß einmal die Türe aufgehen möchte und Monika hereinträte. Gott, da hat man so ein Kind großgezogen, hat es auch liebgehabt, gewiß, auf eine beinahe heimliche Art. Es liegt nur nicht in ihrem Wesen, Liebe zu zeigen. Sie schämt sich immer jeder weichen Regung, und wenn mitunter Gutsein und Liebe in ihr aufbrechen wollten, dann hat sie es immer rechtzeitig unterdrückt und hat sich verschanzt hinter einem Wall von rauhen Worten und Gebärden. Aber Gott weiß es, wie sie einmal nächtelang gebangt hat, als Monika einmal schwerkrank im Fieber lag. Da hat sie gebetet, daß Gott ihr dieses Kind erhalte, damit sie im Alter nicht allein und verlassen sei, denn das große und schwere Glück der Mutterfreuden hat sich an ihr selbst nicht erfüllt.

Und nun, da die Tage, einer um den anderen, unerbittlich dahingehen und versinken, und der Weg zum kalten Grabe hin immer kürzer wird, ist sie doch einsam und verlassen. Zwar tut ihr die Ursula jeden Willen, erträgt ihre Launen mit bewundernswerter Demut, und trotzdem, es fehlt der Kollerin einfach etwas. Und wenn die Monika heute käme, sie würde kein Wort sagen, würde sich sogar damit abfinden, wenn sie den Höhenberger-Sepp nicht nähme. Es muß ja auch grad nicht der Sepp sein.

Ja, soweit hat die Kollerin schon nachgegeben, daß sie das nun einsieht. Sie hat nur ein wenig nachrechnen brauchen bei sich selbst und hat sich dann erinnert, daß ja auch sie einmal jung war und nur den nahm, der ihr gefiel. Warum sollte sie der Monika die Wahl nicht lassen? Sie würde sich sicher keinen schlechten nehmen. Und dann, Herrgott, dann brauchte sie nicht mehr hinsinnieren Tag und Nacht, was einmal aus dem Hof werden solle. Kinder kämen dann ins Haus, ein wenig Glück und Lachen. Sie wüßte dann, warum und für wen sie den Hof gehalten und bearbeitet hat. Es würde nichts zerrissen dann nach ihrem Ableben von einer Schar streitsüchtiger Verwandten, sondern es bliebe alles beisammen in einer starken und umsichtigen Hand. Ein starkes und gesundes Geschlecht würde heranwachsen und ihr Erbe behüten und betreuen.

Dies alles bedenkend, gehen ihre Tage dahin. Und eines Tages ist sie dann ganz allein. Sie hat die Ursula fortgeschickt, ohne viel Worte dabei zu verlieren. Das war nämlich so. Ursula begann allmählich sich als Herrin zu fühlen und als solche gewöhnte sie sich den Dienstboten gegenüber Manieren an, die von den anderen mit Murren ertragen wurden, beim Much aber einen glühenden Zorn entfachten. Er beginnt nun aufzutrotzen und die Ursula läßt sich zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen, indem sie sagt:

„Wenn ich einmal Herr bin da, dann bist du der erste, der nausfliegt."

„Sooo?" fragt Much überlegen lächelnd. „Ich glaub aber, daß du vor mir dein Bündel noch schnürst."

Dann geht er zur Kollerin und sagt in aller Gemütlichkeit, daß er ihr jetzt einen Brief vorzulesen gedenke. Die Kollerin glaubt im ersten Moment, daß es irgendeine Botschaft von Monika sei, und deshalb sagt sie nichts. Es ist vielmehr ein dumpfes und banges Erwarten in ihr. Vielleicht geht es ihr schlecht und sie will wieder zu mir kommen, denkt sie. Da beginnt aber der Much schon zu lesen:

„Liebe Urschula!

Indem daß du mir mitgeteilt hast, daß jetzt die andere aus dem Haus ist, bin ich sehr froh darüber, denn es steht jetzt nicht mehr so aussichtslos. Jetzt mußt g'scheit sein, liebe Urschula, und mußt Dir gar nix denken, wenn die Basl, das alte Luder, brummt und grantelt. Das ist der Hof schon wert. Trage alles in Demut und Geduld, bis sie Dir den Hof verschrieben hat. Dann komm ich zu Dir und wir werden ihr dann schon helfen für ihr Grantigsein. Da brauchst Du Dich gar nix zu bekümmern, indem ich schon weiß, wie ich sie kratzen und schikanieren kann. Hauptsache ist, daß sie Dir den Hof verschreibt. Tu Dir genau überlegen, was das für eine Freude für Deine Mutter wäre. Muß jetzt mein Schreiben schließen, weil ich beim Licht so schlecht schreiben kann. Unter vielen Grüßen verbleibe ich Deine liebende Mutter. Machs nur gut."

Much hat sich auf einen wilden Ausbruch gefaßt gemacht und ist daher nicht wenig verwundert, daß die Kollerin zunächst kein Wort sagt. Ganz still sitzt sie und schaut starr vor sich hin. Dann hebt sie den Kopf.

„Ruf mir die Ursula rein, Much. Du bleibst aber auch da."

Als die Ursula zur Türe hereinkommt, schlängelt sie sich diensteifrig zur Base hin und fragt zuckersüß: „Fehlt dir war, liebes Basl, weil du mich hast rufen lassen?"

„Weg da! Rühr du mich nimmer an!"

Ganz ruhig sagt das die Kollerin. Und als die Ursula ganz perplex daherstottert:

„Aber was hast denn, Basl?" da sagt die Kollerin ebenfalls wieder ganz ruhig:

„Gar nix hab ich. Bloß die Augen sind mir aufgegangen. Eine Frag hab ich an dich, ja. Was ich dir schuldig bin, möcht ich wissen. Seit dem Oktober bist da, jetzt ist es Mai. Sind also acht Monat. In einer Viertelstund kannst wiederkommen und deinen Lohn holen. Much, du bist mir dafür haftbar, daß das Weibsbild keinen Augenblick länger mehr im Hofe ist. Im Notfall nimmst die Geißl. Und zu deiner Mutter sagst einen schönen Gruß von mir, gell Ursula, und ich laß recht schön danken, daß sie schon so frühzeitig ihre Absichten durchblicken hat lassen. Da hätt ich ja ganz schöne Aussichten auf meine alten Tag."

Nach dieser langen Rede hält sie erschöpft inne und weist nur mit ausgestreckter Hand nach der Türe. Much steht neben ihr und schlenkert den verhängnisvollen Brief in der Hand. Ursula schrumpft beinahe zusammen vor Scham und Ärger. Aber sie geht dann sehr schnell hinaus, und als sie nach kurzer Zeit die Stube wieder reisefertig betritt, liegen einige Banknoten und ein weißer Zettel auf dem Tisch, auf dem geschrieben steht, daß die Ursula Wimmer von Oktober bis Mai fleißig und treu gedient habe.

Sie bekommt die Base nicht mehr zu sehen und es ist ihr auch lieber so. Die Kollerin aber spricht den ganzen Tag kein Wort mehr. Es ist ihr doch sehr nahegegangen. Nun weiß sie es genau, was sie von ihren Verwandten zu erwarten hätte. Da sind sie alle gleich. Nur eine war anders, Monika.

Der Much sagt im Laufe des Abends noch zu ihr:

„Wär halt gut, wenn die Monika wieder da wäre."

„Ich schaff sie net fort, wenn sie kommt. Aber ich ruf sie net."

„Dann wird sie net kommen."

„Gut, dann soll sie bleiben, wo sie ist. Das kannst ihr schreiben."

„Ich?" tut Much verwundert.

„Geh, schau mich doch net für so dumm an. Du wirst doch wissen, wo sie ist?"

„Ja", gesteht nun Much. „Aber auch noch net lang."

„Ich wills net wissen", bricht die Kollerin kurz das Gespräch ab. „Sag mir lieber, was es sonst Neues gibt."

Much deutet mit dem Kopf zur Sägemühle hinunter.

„Da drunt habens was Kleines kriegt heut nacht. Einen Buben."

Keine Antwort. Nur den Mund preßt die Kollerin hart zusammen. Alles geht denen nach Wunsch, denkt sie verbittert, und sie trägt aufs neue schwer unter ihrem Los.

In dieser Zeit aber beginnt sie sich von ihrer Krankheit etwas zu erholen. Es ist, als hätte die Enttäuschung, die sie mit Ursula erlebt hat, ihr neue Energie und neuen Willen gegeben. Man sieht sie plötzlich eines Tages wieder über die Felder gehen. Das ist so lange nicht mehr geschehen, daß ihre eigenen Leute ihr verwundert nachsehen. Und erst die von der Sägemühle. Man war seit Jahren gewohnt, die Kollerin in der Stube hinter dem warmen Ofen zu wissen. Und nun geht sie plötzlich wieder über die Felder, nicht gerade schnell, aber immer umherblickend, ob alles in Ordnung sei. Das ist der Fall, und der alte Much bekommt am ersten Abend sogar ein Wort des Lobes zu hören.

Ein veränderter Hof, ein Hof, der neu geworden ist, weil die Bäuerin nun selbst wieder zu allem, was geschieht, Beziehung aufgenommen hat. Sie ordnet selbst den Almauftrieb an. Diesmal zieht eine junge Sennerin auf die Alm und ei[illegible] [illegible]tejunge.

„Für dich ist das nix mehr", sagt die Kollerin zum Much. „Wir bleiben herunten und sehen nach dem Rechten."

Je mehr die Sommertage zu glühen beginnen, desto eher verliert sich das Reißen und Zucken in den Gliedern der Kollerin. Die Sonne ist für alles gut, was krank und faul ist, erweckt alles zu neuem Leben und neuer Kraft. Und so steht die Kollerin wieder oben auf ihrem Hof, fest und stark, eine Sechzigjährige, die eine lästige Krankheit von sich abgeschüttelt hat. Aber als es dann Herbst und Winter wird, hockt sie auch nicht in der Stube. Nein, sie steht draußen bei den Mägden beim Daxenhacken, oder sie geht hinter dem Göpel her. Alles ist plötzlich ganz anders geworden. Nur eins ist gleich geblieben: die Feindschaft mit dem Sägemüller. Und als dann plötzlich im nächsten Sommer, mitten unter der Heuarbeit der alte Sägemüller von einem Schlaganfall heimgesucht wird, kann sie sich nicht dazu ermannen, zur Beerdigung zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Seelenkräfte.

Eine Geschichte von **Fritz Winkler.**

„Nein, militärische Niederlagen entscheiden bei den modernen Kriegen nichts. Es gibt keinen militärischen Zusammenbruch der Millionenheere. Wo davon geredet und geschrieben wird, handelt es sich nur um Folgeerscheinungen, es gibt in Wirklichkeit nur Zusammenbrüche der Völker. Nervöse Zusammenbrüche, könnte man sagen, denn Völker sind Wesen, jedes Volk bildet einen Organismus. Man könnte vielleicht besser von seelischen Zusammenbrüchen reden."

„Na, na", warf der Rechtsanwalt ein, „muten Sie dem lieben, guten Dinge, das Sie da Seele nennen, damit nicht etwas viel zu? Ich bin mehr für reale Sachen, Kanonen, Flugzeuge usw."

„Wohl kaum! Schauen Sie sich die Strategie der modernen Staatsmänner in der Völkerführung nur einmal näher an!"

„Es ist schon etwas dran", meldete sich Hans Berger, der Forschungsreisende, der bis jetzt schweigend zugehört hatte, zum Wort. „Ob man da von der Macht des Gemüts redet oder von der Kraft des Glaubens oder auch einfach von moralischen Kräften, das bleibt sich schließlich gleich, gemeint ist ja immer dasselbe: der schier ungeheure Einfluß des Seelischen auf das äußere Geschehen. Heute setzt ihn die Politik ganz bewußt als einen sehr großen Faktor in ihrer Rechnung ein; auch die Ärzte wissen ihn in der Heilkunst zu schätzen. Psychotherapie! Sie werden schon davon gelesen haben. Aber ich will Ihnen erzählen, was ich während meiner letzten Afrikareise erlebte. Es wird Sie recht nachdenklich stimmen.

Wir kamen aus der grünen Unendlichkeit des Kongogebietes und wollten möglichst schnell die Küste erreichen, da mußten wir unfreiwillig einen Halt einlegen. Es war im Lande der Watussi, die zu den Batus gehören, nicht weit vom Kiwu-See in unserem früheren Ostafrika. Die Träger streikten, die Watussi feierten das Fest ihrer Amahlozi, der verstorbenen Häuptlinge, die nach ihrem Glauben als Schlangen und Bäume ein zaubergewaltiges, unheimliches Wesen treiben. Es war der letzte Neumond vor der Regenzeit, der übliche Tag des Festes. Unsere Träger wollten durchaus dabei sein, und das hatte seinen besonderen Grund. Der Ogon, der Priester und Regenmacher, hatte verkündet, er werde einen ganz großen Zauber machen. Es sollte da so etwas wie ein Gottesurteil vor sich gehen. Die Watussi sind nämlich Viehzüchter, sie halten eine große Sorte Rinder mit riesigen Hörnern, die erst weit nach außen und dann wieder nach innen und zugleich schräg nach oben gebogen sind. Nun war vor einigen Tagen ein schlimmes Verbrechen geschehen, das schwerste, das die Watussi überhaupt kennen: ein Teil der wertvollen Herde war verschwunden, wahrscheinlich gestohlen und an die Mogi, einen Händlerstamm, verkauft worden. Im Verdacht der Täterschaft stand einer der Unterhäuptlinge, der zu gleicher Zeit mit der Herde verschwunden war. Heute sollte sein Sohn Rasa Zeugnis von der Schuldlosigkeit seines Vaters ablegen, und zwar vor dem ganzen Stamm und vor den Amahlozi, den Geistern der Ahnen.

Ungefähr eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit rief die Trommel die Krieger zusammen. Sie kamen im vollen Kriegsschmuck, bemalt, mit den Kriegsringen aus Stoff um den Hals, den Fellringen um die Knöchel, dem ovalen Lederschild und der langen Lanze mit dem sehr breiten Blatt. Zwei Feuer wurden entzündet, dann ordneten sich die Männer zum Kreise für den Tanz. Bei den ersten Schlägen der Trommel kam der Ogon mit langsamen, würdigen Schritten aus seiner Hütte. Er trug vorsichtig einen Kokosbecher, als berge der eine besondere Kostbarkeit. Tuale war darin, eines der scheußlichsten Baumgifte, die das Gehirn lähmen.

Der Priester stellte sich mit der Schale mitten in den Kreis. Auf einen Wink wurde eine Ziege herangeführt. Der Ogon tauchte einen kleinen Zweig in das Gift und gab ihn der Ziege zu fressen. Einen Augenblick stand sie ganz ruhig, dann stürzte sie, wie vom Blitz getroffen, tot zu Boden. Ein Beifallsgemurmel durchlief den Kreis der Männer.

Nun ließ der Ogon den jungen Rasa in den Kreis treten. Die Handflächen beschwörend gegen ihn ausgestreckt, schrie er mit gellender Stimme einen Spruch über ihn hin. Dann begann der Tanz, eine wilde, zuckende, sich bäumende, phantastische Orgie im Flackerschein der beiden Feuer. Die höchsten und kühnsten Sprünge machte Rasa. Als sein Körper von Schweiß triefte, verstummte auf einen Wink des Ogon die Trommel, erstarrte alles Leben.

Rasa erhielt den Becher aus der Hand des Ogon und trank ihn in einem langen Zuge aus. Dann stand er regungslos, stand, stand, blieb am Leben. Ungeheurer Jubel brandete auf. Man feierte ihn bis zum Morgen . . .

Am andern Tage lief eine Nachricht durch das Lager: der Vater Rasas sei doch der Dieb. Der Häuptling des Nachbardorfes war der Ankläger. Bald wurde er von der Schar der Männer umringt, er blieb bei seinen Worten. Am Abend berief der Ogon noch einmal die Männer zur Versammlung ein; der Ankläger wiederholte seine Beschuldigung, und da er ein Häuptling war, mußte sich Rasa noch einmal dem Gericht stellen. Das Gift wurde diesmal nicht gebraucht. Der Ogon sagte nur seinen Spruch über Rasa hin. Der stürzte tot nieder. Tot, wahrhaftig! Ohne Gift!

Einige Tage später kam die Wahrheit ans Licht. Die Mogi selber sagten es, wer ihnen die Rinder verkauft hatte. Es war der Häuptling gewesen, der Rasas Vater des Diebstahls bezichtigte. Gegen ihn, der inzwischen flüchtig geworden war, erließ jetzt der Ogon seinen Fluch. Am dritten Tage, wieder am Abend, wieder zur gleichen Stunde, werde er sterben, hier, am gleichen Orte. Die Männer gingen ihrer Arbeit nach. Aber am dritten Tage rief die Trommel sie wiederum zusammen. Sie stellten sich stumm im Kreise auf, regungslos, der Ogon in der Mitte. Und zur Minute erschien der Verfluchte, er schlich geduckt heran, trat in den Kreis, sank langsam nieder und starb. Unheimlich geradezu!

Sagen Sie nur nicht: nun ja, Neger! Vor ein paar Monaten brach in London ein Monteur tot zusammen, als er versehentlich die Starkstromleitung berührte. Sie war aber tatsächlich — stromlos!"

Begegnung mit einer Liebenden.

Skizze von **Ruth Kristekat.**

Wenn man Kummer hat und in der Musik der Tage nur die Glocke der Trauer schwingen hört, wünscht man den anderen Menschen nur Gutes und viel Liebe: daß sich alle sehr und innig lieben mögen, so als wüßten sie, daß sie die letzten Tage lebten.

So erlebte es Werner Arendt, weil er wußte, daß er durch die letzten Tage schritt. Und die purpurne Flut des Lebens bedrängte sein Herz. Er hielt nicht mehr Abrechnung mit sich, weil er schon alles hinter sich gelassen hatte, und horchte auch nicht mehr dem Schmerz nach, der in ihm bohrte. Still lebte er dahin und begegnete den Menschen wie nie zuvor. Er sah bei den Häßlichen die Anmut der Seele, bei den Reichen die Gier nach mehr Reichtum, bei den Lauten die Armut des Herzens, bei den Hoffenden den Schimmer im Auge, und er sah die Liebe. Er sah zum erstenmal, wie gut die Menschen zueinander sein konnten und wie Kinder verschämt in diesem Gutsein.

An einem frühen Morgen kam er hinunter zum Kai und stieg auf das helle Dampfboot, das eine muntere Schar von Gästen aufnahm. Der Tag war sonnig, es wehte ein leichter Wind, und große Wolken zogen über den Himmel. Das Schiff fuhr aus der Enge des Flusses in die Weite des silberschimmernden Haffes. Werner Arendt sah seine Heimat — den Schwung der grünen Küste und die ferne Silhouette der Bäume — heute wie ein Fremder, den das Neue unmittelbar gefangennimmt. Er ruhte auf einem Liegestuhl, hatte die Decke sorglich über die Knie gebreitet und ein Kissen hinter den matten Rücken gesteckt.

Auf der schmalen Seitenbank saß ein junges Paar. Die schnellen Bewegungen des Mannes machten die Unausgeglichenheit der Jugend deutlich. Das Mädchen saß still neben dem Freunde und schaute ihn unverwandt an. Man sah sogleich an der Bewegung, mit der sie die Hände in den Schoß gebettet hatte, daß sie liebte, daß die Liebe gewaltsam ihr Dasein aufgerissen hatte. Der Mann konnte die Stärke ihres Gefühles nicht erfassen, denn seine Zärtlichkeit war von der Welt und nicht von der Stille berührt, die das Mädchen ausstrahlte. Ihre Augen waren dunkel und scheu, nach innen gesunken, und an jedem Blick erkannte man, wie sehr sie liebte. Es war das Erschütternde, daß sie ihre Liebe aussagen mußte in allem, was sie tat und so das, was eigentlich nur einem Menschen gegeben werden konnte, der Welt gegeben wurde. Der eine Mensch aber, dem dieses alles galt, begriff es nicht einmal. Arendt sah es vielleicht auch nur, weil er von seinem Ende wußte und auf der Stufe stand, da man schon die Tröstung für allen Schmerz gefunden hat. Aber nun brannte es doch in ihm, einen Menschen so leiden zu sehen, ohne helfen zu können. Niemand konnte dem Mädchen helfen, sie mußte allein hindurchfinden durch das Leid.

Wolken hatten sich zusammengeballt und verdunkelten den Himmel. Schwere Tropfen fielen hernieder. Das Dampfboot begann heftig zu schaukeln, denn der Wind hatte sich verstärkt. Die Menschen boten kein frohes und heiteres Bild mehr, sie flüchteten in die Kajüte. Auch Arendt erhob sich, nahm die Decke und ging unter das schützende Dach. Das junge Paar folgte. Sie saßen nebeneinander auf den Polstern, das Mädchen sprach kein Wort und lächelte nur manchmal zum Freunde hinüber. Ein Lächeln, das ihr Gesicht aufglühen und ihre Lippen erbeben ließ. Sie kämpfte tapfer gegen eine Übelkeit, und als der Mann den Arm schützend um sie legte — sie mochte schon lange darauf gewartet haben —, lehnte sie sich an seine Schulter und schloß ermattet die Augen. Man fühlte das Leben nur an dem warmen Atem und dem Heben und Senken der Brust. Arendt sah jetzt erst, daß die Liebende einfach gekleidet war, doch schien die Haut ein kostbares Gewand, das sich schimmernd um den Hals spannte, und obschon sie nicht schön zu nennen war, blickten doch alle Menschen wie gebannt zu ihr hin.

Als der Dampfer sich dem Lande näherte, verzog sich das Wetter wieder, und die Fahrgäste traten hinaus auf Deck. Die beiden jungen Menschen standen dicht nebeneinander geschmiegt, und als sie über den Landungssteg gingen, hörte Arendt, wie das Mädchen dankbar sagte: „Es war eine unbeschreiblich schöne Fahrt. Ich werde sie niemals vergessen."

Dann schritt sie Arm in Arm mit dem jungen Mann dem Walde zu, dessen Schatten sie aufnahm.



Bunte Chronik



Riesendenkmal am Tanasee.

Am Tanasee, hoch in den Bergen Abessiniens nahe der altberühmten Stadt Gondar wird demnächst ein Riesendenkmal der italienischen Eroberung eingeweiht werden. Das Denkmal ist ein großes turmartiges Gebäude in Form eines stilisierten Liktorenbündels mit Beil. Der Turm, der das Bündel darstellt ist aus den Steinen des dortigen Gebirges erbaut, der sogenannten „Vetta Mussolini" (Mussolini-Gipfel). Die Beilschneide, die daraus hervorragt, ist aus Eisen und Glas hergestellt und hat eine große Lichtanlage. Eine Treppe führt von einer Plattform aus empor. In der Nacht ist dieses leuchtende Beil über den ganzen Tanasee hin sichtbar. Es dient zugleich zur Schiffsorientierung auf dem See.

Das eindrucksvolle Denkmal, nach dem Entwurf des Architekten Chiucci, soll den Namen der „Leuchtturm der Eroberung" (Faro della Conquista) tragen. Es wird von den Eingeborenen der Umgegend bereits gewaltig bestaunt. Auf der einen Seite des Turmes ist der „Löwe von Juda" in Flachrelief angebracht, von einem Speer durchbohrt, das Waffentier und Symbol des abessinischen Kaiserreichs. auf der anderen eSite des Denkmals sieht man die römische Wölfin als Zeichen des erneuerten römischen Imperiums.

In der Nähe des neuerbauten Denkmals befindet sich auf der Vetta Mussolini noch die jüngste Felsenskulptur Afrikas. Aus dem natürlichen Felsen ist nämlich in gewaltigen Ausmaßen ein Relief herausgearbeitet, das den Kopf des Duce vom Helm beschattet darstellt.



Lustige Ecke





„Die ganze Gesellschaft hat meine Zähne bewundert, Max!"

„So—o, hast du sie herumwandern lassen?"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg